



# Glaubenssachen

---

Sonntag, 3. Februar 2019, 08.40 Uhr

„Seid nüchtern und hoffet“  
Über eine urchristliche Tugend  
Von Johann Hinrich Claussen

Redaktion: Jan Ehlert  
Norddeutscher Rundfunk  
Religion und Gesellschaft  
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22  
30169 Hannover  
Tel.: 0511/988-2395  
[www.ndr.de/ndrkultur](http://www.ndr.de/ndrkultur)

- Unkorrigiertes Manuskript -

**Zur Verfügung gestellt vom NDR**

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Erzähler:

Das Jahr ist noch jung. Die ersten guten Vorsätze sind schon gebrochen. Aber die Frage ist immer noch dringlich, mit welcher Haltung man den Umwälzungen entgegengehen sollte, die die Zukunft bestimmt bringen werden. Vieles, an das wir uns gewöhnt haben, wird sich von Grund auf ändern und nicht mehr zu halten sein und viel steht auf dem Spiel – wie kann ich mich darauf einstellen? Die Stichworte sind ja schnell aufgezählt – Klima, Migration, Rezession, Europa, Digitalisierung, Extremismus –, aber es ist so schwer, eine Ahnung davon zu bekommen, wie ich mich selbst in diesem Wirbelwind der Krisenparolen verhalten und orientieren soll.

Nicht die schlechteste Methode, um zu einer Antwort zu kommen, besteht für mich darin, erst einmal auf Abstand zur Gegenwart und ihrer aufgeputzten Zukunftsphantasien zu gehen. Um mich vom Zugriff des betäubenden Aktualitätsgeschreis zu lösen, ziehe ich mich regelmäßig zurück, setze mich hin und greife zum alten Bibelbuch. Ich lese, manchmal blättere ich auch nur, vor und zurück, in der Hoffnung, dass mir etwas Neues und Erhellendes begegnet. Dabei mache ich nicht immer, aber doch ziemlich oft die schöne Erfahrung: Wer blättert, der findet.

So erging es mir vor kurzem wieder. Eigentlich hatte ich etwas ganz anderes gesucht, da fiel mir bei meiner Bibelblättereierlei etwas auf. Ein kleines, unscheinbares Wort überraschte mich. Eigentlich muss ich es schon sehr oft gelesen haben, hatte es aber bisher nie groß wahrgenommen. Es ist ja auch kein lautes Wort, das Aufmerksamkeit erzwingt. Jetzt aber sprach es mich an, leise und doch intensiv. Es begann, mich zu interessieren. Also suchte ich nach weiteren Stellen in der Bibel, an denen es vorkam, und stellte überrascht fest, wie zahlreich sie waren. Nun prüfte ich mein Gedächtnis, ob ich dazu nicht schon einmal etwas gehört oder gelesen hatte – während meines Theologiestudiums oder später bei meinen Fachlektüren. Aber mir fiel nichts ein. Wahrscheinlich war dieses Wort nie ein Thema gewesen. Also ging ich in die Bibliothek und unternahm einige Exkursionen durch die weite Welt der Bibelwissenschaften, nahm alte und neuere Lexika aus den verstaubten Regalen, ging von einem gelehrten Sammelband zum nächsten, versuchte, in den Unendlichkeiten der Forschungsliteratur irgendeinen Hinweis zu finden – vergebens. Mein Fund-Wort schien bisher für niemanden bedeutsam gewesen zu sein. Schließlich fragte ich in meiner ratlosen Neugier einen von mir sehr geschätzten Fachmann. Aber auch er konnte mir nicht recht helfen. Immerhin gab er mir zu verstehen, dass meine Spur nicht ganz uninteressant sei.

Das Wort, um das es mir geht, bezeichnet eine kleine, eher spröde Tugend. In den Katalogen des Guten nimmt sie die Rolle des Mauerblümchens ein. Wer nur nach prächtigen Blüten Ausschau hält, um aus ihnen ein beeindruckendes Blumenbouquet zusammenzustellen, wird an ihr achtlos vorbeigehen. Doch mir scheint, dass gerade in aufgeregten und lauten Zeiten das Unscheinbare einen zweiten Blick verdient. Es könnte doch sein, dass das schnell Überhörte und gern Übersehene uns mehr zu sagen hat als all das, was die gut geölten Aufmerksamkeitsmaschinen gerade auf den Markt werfen oder uns immerzu um die Ohren twittern.

Das Wörtlein, das ich meine, heißt Nüchternheit. In den Briefen des Neuen Testaments kommt es erstaunlich häufig vor. Wieder und wieder wird den ersten christlichen Gemeinschaften eingeschärft: Seid nüchtern! Zunächst ist damit gemeint, dass sie

sich von den Vergnügungen und Ausschweifungen ihrer heidnischen Umwelt fernhalten sollen. So heißt es im 1. Brief des Petrus:

Zitator:

„Früher habt ihr wie die Heiden gelebt – zügellos, gierig, betrunken, verfressen –, aber jetzt ist das Ende aller Dinge nahe gekommen. Also seid besonnen und nüchtern beim Gebet.“

Erzähler:

Bemerkenswert ist hier nicht die moralische Verurteilung der nichtchristlichen Umwelt. Das ist ein beliebtes Klischee christlicher Predigten bis in unsere Tage. Überraschend ist ebenso wenig die Ermahnung an die Christen, hübsch ordentlich und sauber zu bleiben. Auch das ist ein altbekanntes Moralmotiv. Interessant ist jedoch die Verknüpfung der Nüchternheit mit der Erwartung des Weltendes:

Zitator:

„Jetzt ist das Ende aller Dinge nahe gekommen, also seid besonnen und nüchtern.“

Erzähler:

Nun zeichnen sich die meisten apokalyptischen Bewegungen in der Religionsgeschichte vor allem dadurch aus, dass sie heißblütig, wild und aufgeputscht sind. Der Glaube daran, dass das Ende dieser Welt unmittelbar bevorsteht, ist eines der stärksten Rauschmittel, denen Menschen verfallen können. Dieser Glaube kann sie in einen Rausch versetzen, in dem sie nichts mehr klar sehen, kein sauberes Urteil fällen, nicht zwischen Gut und Böse zu unterscheiden wissen, keine Rücksicht auf niemanden mehr nehmen, verloren ins Unheil torkeln oder andere ins Verderben stoßen. Deshalb ist es so bemerkenswert, dass der Autor dieses Briefes seinen Lesern, die doch so intensiv den Untergang dieser Welt und die Wiederkunft Christi erwarteten, zuruft: Seid nüchtern! Seid nicht von euren eigenen apokalyptischen Ängsten und Hoffnungen besoffen! Behaltet mitten in der letzten und größten Umwälzung der Welt einen klaren Kopf! Dreht nicht durch, wenn ihr predigt, singt oder betet. Nein, bleibt gerade im Gebet besonnen und nüchtern!

Ähnliches schreibt Paulus im 1. Brief an die Gemeinde in Thessaloniki:

Zitator:

„Ihr wisst, dass der letzte Tag, der Tag Gottes, kommt wie ein Dieb in der Nacht – plötzlich, auf leisen Sohlen, unerwartet, aus dem Dunkel. Wer sich da in Sicherheit wiegt und einlullen lässt, wer die Nacht zubringt mit Saufen und Dösen, der wird dem Unheil nicht entkommen. Aber ihr seid Kinder des Lichts und des Tages. Deshalb sollen wir nicht schlafen oder betrunken sein, sondern hellwach bleiben und nüchtern sein.“

Erzähler:

Diese Sätze geben einen erschreckenden Eindruck von der apokalyptischen Gefühlslage der ersten Christen. Das Grundempfinden ihres Glaubens war nicht einfach nur Vertrauen, Hoffnung oder Liebe. Mindestens ebenso bestimmend war für sie die nackte religiöse Angst: Gott kommt wie ein Dieb in der Nacht. Umso erstaunlicher ist

die Haltung, die Paulus seinen Lesern ans Herz legt: Weicht der Angst nicht aus, indem ihr euch betäubt, in den Rausch oder den Schlaf flieht! Sondern geht der Zukunft bewusst entgegen, bleibt nüchtern, damit ihr bereit seid, wenn es so weit ist. Und der Brief an die Epheser fügt hinzu:

Zitator:

„Nutzt die Zeit, die uns bleibt. Diese Tage sind böse. Deshalb versucht zu verstehen, was der Wille Gottes ist. Dazu braucht ihr einen klaren Kopf. Also besauft euch nicht mit Wein. Daraus folgen nur Unordnung und Leid. Lasst euch lieber vom Geist erfüllen. Macht einander Mut, indem ihr zusammen Psalmen und Hymnen singt.“

Erzähler:

Wer die letzten Tage der Menschheit sinnvoll durchstehen will, soll nüchtern bleiben, damit er wahrnehmen und verstehen kann, worin Gottes Plan besteht. Betrunkene können dies nicht. Deshalb rät der Autor des Epheserbriefs von übermäßigem Alkoholenuss ab. Stattdessen empfiehlt er ein vernünftiges Rauschmittel: den Geist. Die Ekstasen, die er schenkt, benebeln den Verstand nicht, sondern schärfen ihn. Zudem stiftet der Geist das beste Gegenmittel gegen Ängste aller Art: das gemeinsame Singen guter, schöner, dankbarer Lieder.

Was mich bei diesen und weiteren Aussagen im Neuen Testament über die Nüchternheit so angesprochen hat, ist nicht die erwartbare Ermahnung zu einem sittlich gefestigten Lebenswandel, zur Zurückhaltung bei allem, was rauschhaften Genuss schenkt. Das kennt man als bürgerlicher Protestant schon zur Genüge. Dafür muss man sich nicht die Mühe machen, in der Bibel zu lesen. Was mich hier aufmerken ließ, war eine Paradoxie. Die ersten Christen waren ja keine bürgerlich-gesitteten, staubtrockenen, norddeutschen Protestanten, sondern hochehrregte Apokalyptiker. Mitten in den Bedrängungen, die sie durchleiden mussten, richteten sie all ihre Angst und Hoffnung auf den Tag, an dem Gott erscheinen, Jesus Christus wiederkommen, die alte Welt untergehen und etwas ganz Neues beginnen würde. Das muss eine rauschhafte, wüst-begeisternde Erwartung gewesen sein. Und trotzdem ermahnten die frühen Christen einander wieder und wieder, nüchtern zu bleiben. Gerade wenn die Welt untergeht, soll man nicht wie betrunken, sondern besonnen, also bei Sinnen sein. Der Sinn dieser paradoxen Tugend scheint mir darin zu liegen: Nur wer nüchtern ist, kann mitten im unheilvollen Chaos die Zeichen der Zeit erkennen und deuten, sinnvolle Entscheidungen treffen, mit ruhiger Hand das Notwendige tun und dabei den Blick für seine Mitmenschen bewahren.

Natürlich unterscheidet uns heute sehr viel von der Zeit und dem Glauben der ersten Christen, auch können wir ihre Lebenshaltung nicht einfach nachahmen. Doch auch wir haben unsere apokalyptischen Gefühle. So aufgeklärt und fortschrittsfreudig wir im 21. Jahrhundert auch sein mögen, die Angst vor dem endgültigen Untergang ist uns keineswegs fremd. Vielleicht gehört sie zum Menschsein dazu? Zu fast allen Zeiten hat man das Ende der Welt befürchtet. Seitdem in der Moderne die menschengemachten Zerstörungsgewalten ins Unermessliche gewachsen sind, sind Endzeit-Szenarien keine religiösen Phantasien mehr, sondern reale Möglichkeiten. Noch ist das Ende nicht gekommen, aber was heißt das schon?

Es ist seltsam: Wir genießen in Deutschland eine historisch einmalige Sicherheit, aber es fehlt uns an einer inneren Gewissheit. Wir fürchten uns nicht mehr vor dem Jüngsten Gericht, aber die Angst, dass alles bald zu Ende sein könnte, treibt uns dennoch um, und wir wissen nicht, wie wir mit ihr umgehen sollen. Da sind wir keineswegs klüger als die frühen Christen, im Gegenteil.

Nicht wenige Menschen an den rechten Rändern unserer Gesellschaft treiben apokalyptische Stimmungen in merkwürdige Rauschzustände. Sicherlich, das alte Deutschland – wenn es das je gegeben hat – wird sich erheblich verändern. Migration und demographischer Wandel gehören zu den Gründen. Doch anstatt diese Veränderungen und Entwicklungen sachlich zur Kenntnis zu nehmen, differenziert zu betrachten, kühl zu analysieren und dann pragmatisch nach Wegen für ein gutes Zusammenleben in der Zukunft zu suchen, schüren rechtsextreme Kräfte Wut und Empörung. Empörung aber wirkt auch nur wie eine Droge – nämlich die Droge, recht zu haben. Sie ist ein Rauschmittel, das nicht nur den Verstand vernebelt, sondern auch vergiftet. Denn das ultimative Rechthaben wird dann genossen, wenn man einen Sündenbock gefunden hat, an dem man all seine Ängste gewaltsam abreagieren kann. Man muss nur gelegentlich eine der einschlägigen Digital-Kloaken aufsuchen, um zu sehen, wie Menschen dieser Droge namens „Weltuntergangsempörung“ verfallen können und wie aggressiv sie dabei werden. Wie gut täte ihnen eine kräftige Portion frühchristlicher Nüchternheit. Sie würde ihnen zur Einsicht verhelfen, dass es Veränderungen gibt, an denen niemand einfach schuld ist, die man zum Teil hinnehmen muss, die man zum Teil aber auch durch eigenes, kluges Handeln mitgestalten kann. Feindseligkeit und Gewalt gegen einzelne Menschengruppen helfen dabei gar nichts, wohl aber eine überlegte, hartnäckige und geduldige Humanität. Doch ich erlebe auch an mir selbst, wie gut mir mehr Nüchternheit täte. Denn apokalyptische Ängste überfallen mich regelmäßig. Eine tödliche Erhitzung der Erde scheint unausweichlich bevorzustehen. Wissenschaftler rechnen uns unerbittlich vor, in welcher Geschwindigkeit unser Lebensstil diese Erde zerstören wird.

Wetterkatastrophen und massenhaftes Aussterben von Tier- und Pflanzenarten kündigen das Ende aller Tage jetzt schon an. Ich reagiere darauf weniger empört oder aggressiv als mit Resignation und Verdrängung. Das drohende Unheil wirkt so groß und zugleich so abstrakt, dass es mich lähmt. Denn was kann ich schon tun? Da lasse ich mich gern ablenken, durch Arbeit oder Vergnügungen, um nicht in meinen apokalyptischen Ängsten zu versinken. Urchristliche Nüchternheit könnte mich lehren, den Problemen ins Gesicht zu schauen, sie in Ruhe und mit wachem Verstand zu analysieren, mich mit anderen darüber auszutauschen, um dann gemeinsam politisch zu handeln. Nüchternheit hieße dabei auch, meinen Lebensstil zu verändern, ein neues Gefühl für ein gutes Maß zu gewinnen, auf Überflüssiges und Schädliches zu verzichten: Zum Beispiel viel weniger Flugreisen zu unternehmen, viel weniger Auto zu fahren oder viel weniger Fleisch zu essen. Früher hieß es, dass die Religion das Opium des Volkes sei. Heute ist der Konsum das populärste, mächtigste und gefährlichste Sedativum. Indem wir ihm frönen, zerstören wir, was wir genießen. Recht verstandene, lebensdienliche Religion dagegen könnte uns helfen, den Weg zu einer auch ökologisch notwendigen Nüchternheit zu finden.

Einen besonders treffenden Leitvers hierfür hat vor gut achtzig Jahren der italienische Kommunist Antonio Gramsci formuliert:

Zitator:

„Man muss nüchterne, geduldige Menschen schaffen, die nicht verzweifeln angesichts der schlimmsten Schrecken und sich nicht an jeder Dummheit begeistern. Pessimismus des Verstandes, Optimismus des Willens.“

Erzähler:

Das kann ich als christlicher Bibelleser gut nachsprechen, würde aber eine Geschichte aus dem Neuen Testament hinzufügen. Sie ist weitaus bekannter als die Ermahnungen zur Nüchternheit. Aber es lohnt sich, sie in deren Licht einmal neu zu hören:

Zitator:

„Ein Mensch ging von Jerusalem hinunter nach Jericho und wurde überfallen. Die Räuber schlugen ihn zusammen und zogen ihn aus. Dann machten sie sich davon und ließen ihn halb tot liegen. Zufälligerweise ging ein Priester dieselbe Straße hinunter. Als er den Menschen am Boden liegen sah, ging er vorüber. Genauso verhielt sich wenig später ein Tempeldiener. Als er an die Stelle kam, wo der Mensch lag, und er ihn sah, ging er vorüber. Dann aber kam ein Samariter – die Samariter waren den Israeliten verhasst. Als er den Menschen am Boden liegen sah, rührte es ihn an. Er ging zu ihm, reinigte seine Wunden mit Öl und Wein, verband sie, hob ihn auf sein Lasttier, brachte ihn zu einer Herberge und pflegte ihn dort. Am nächsten Morgen gab er dem Wirt zwei Silbermünzen und sagte: ‚Pflege diesen Menschen. Wenn dieses Geld nicht ausreicht, werde ich dir mehr bezahlen, wenn ich das nächste Mal wiederkomme.‘“

Erzähler:

Diese ganz unapokalyptische Geschichte ist das wohl berühmteste Lehrstück über Mitleid und Nächstenliebe. Zugleich aber ist sie – und das wird meist übersehen – eine großartige Lektion in Sachen Nüchternheit. Alles Gute beginnt mit dem Mitleid. Dies ist ein plötzlich gewecktes Gefühl. Es wird dort lebendig, wo ein Mensch einen anderen Menschen in seiner Not ansieht. Dieser Blick ist unverstellt: So kann er in einem Fremden, der blutig am Wegesrand liegt, seinen Mitmenschen erkennen und empfindet dessen Schmerz, als wäre es sein eigener. Dieses Mitleiden kommt ohne Begründung aus. Jede Herleitung aus einem vermeintlich höheren Grund würde ihm seine Spontanität nehmen und es eingrenzen. Es soll doch ein Gefühl von höchster Lebendigkeit sein, das Grenzen überwindet. Der fremde Samariter ist so frei, unbekümmert um religiöse Unterscheidungen und nationale Zuordnungen, diesen armen Menschen schlicht als seinen Mitmenschen anzusehen. In diesem Blick liegt die ganze Menschlichkeit, zu der Menschen auch fähig sind.

Doch das Mitleid ist nur ein Gefühl. Es lebt in einem Moment auf und droht, im nächsten schon wieder zu erlöschen. Allzu schnell kann es von anderen Empfindungen, wie etwa der Angst, überwältigt werden. Deshalb darf man es nicht zur alleinigen Richtschnur eines längerfristigen Handelns machen. Darum ist die zweite Lehre aus dieser Geschichte so wichtig. Nur sehr kurz nämlich empfindet der Samariter das intensive Gefühl des Mitleids. Dann handelt er. Er rettet dem

Überfallenen das Leben, sorgt für seine Genesung und sichert seine endgültige Wiederherstellung. All dies tut er ruhig und sachlich, fachmännisch, pragmatisch und vorausschauend – ohne jede größere emotionale Bewegung. Auch weiß er, wann er sein Engagement beenden muss. Er gibt dem Wirt die nötigen Anweisungen und Mittel, dann setzt er seine Reise fort und wartet nicht einmal ab, bis der Verletzte ihm seine unendliche Dankbarkeit ausdrückt.

In doppelter Hinsicht ist dieser Samariter auch heute noch ein Vorbild. In einer Zeit, in der Menschen sich von ihren Ängsten regieren und gegeneinander aufhetzen lassen, folgt er einem einfachen, menschlichen Gefühl – dem Mitleid. In einer Zeit, in der das Mitleid zu einer Sentimentalität ohne Maß und Mitte zu werden droht, zeigt der Samariter, dass es darum gehen muss, eine Balance aus inniger Nächstenliebe und kühlem Pragmatismus zu gewinnen. In unseren aufgewühlten Zeiten wäre einiges gewonnen, wenn möglichst viele Menschen sich an diesem ebenso barmherzigen wie nüchternen Samariter ein Beispiel nehmen würden.

\* \* \*

Zum Autor:

Johann Hinrich Claussen, Dr. theol., seit Februar 2016 Kulturbeauftragter der Evangelischen Kirche in Deutschland, vorher Hauptpastor St. Nikolai Hamburg